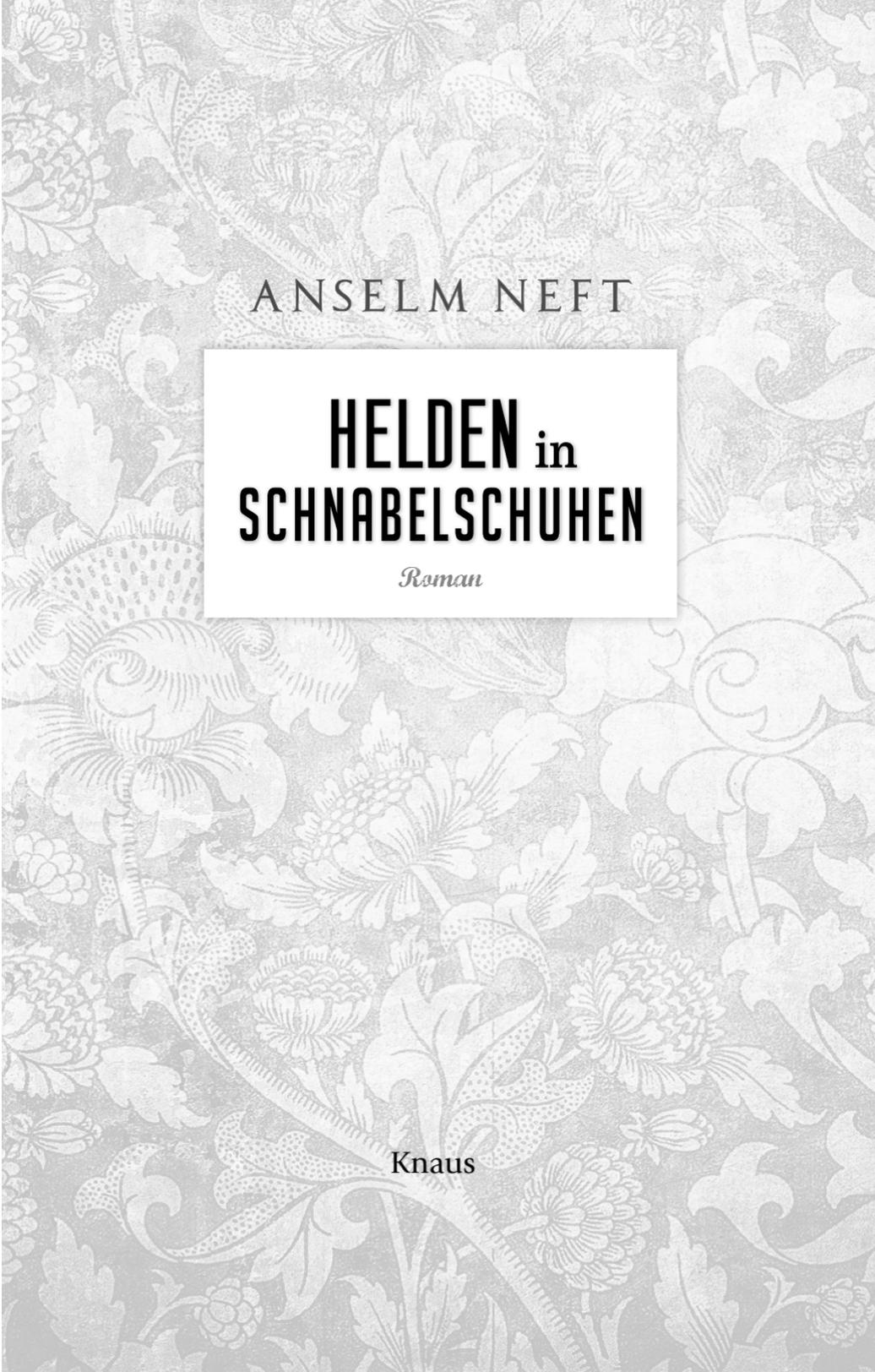


ANSELM NEFT

HELDEN in
SCHNABELSCHUHEN



ANSELM NEFT

HELDEN in
SCHNABELSCHUHEN

Roman

Knaus



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage
Copyright © 2014 beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8135-0561-0

www.knaus-verlag.de

Es gibt ein richtiges Leben im falschen!

Katja Stappen



1. KAPITEL

Helmut Schmidt starrte missmutig durch die Windschutzscheibe auf Bonn. Alles sah so klein aus, so bedeutungslos, so anders als in den Tagen, in denen er von hier aus die Geschicke des Landes bestimmt hatte. Das Regierungsviertel: ein Witz. Der Posttower: obszön. Die Menschen, an denen er vorbeirollte: ein Trauerspiel.

Am Bertha-von-Suttner-Platz ließ er seinen Fahrer halten, setzte seine Sonnenbrille auf, stieg aus und betrat die Fußgängerzone. Auch hier hatten die Bonner ganze Arbeit geleistet. Soweit das Auge reichte: nur H&M, Pizza Hut, Subway und Backfabrik. Selbst das 200 Jahre alte »Hähnchen« hieß jetzt »Starbucks«. Wo früher Männer und Frauen bei Kölsch und Käsewürfeln über Politik diskutiert hatten, twitterten nun geklonte Milchbärte dumpfen Blickes vor sich hin. Schmidt wünschte sich gerade die RAF zurück – da hatte er es wenigstens noch mit interessanten Idioten zu tun gehabt –, als er die groß gewachsene junge Frau auf sich zukommen sah. Wieder einmal konnte der Altkanzler nicht anders, als ihre Erscheinung mit konzentriertem Blick in sein Innerstes zu saugen: wie ihre frech geschwungenen Lippen den ernstesten Hornbrillenblick betonten und zugleich Lügen strafte. Wie die langen, glatten, dunkelbraunen Haare im Licht des Maiabends auf die grüne Lederjacke fielen.

Schmidt fühlte sich schlagartig so, als hätte er eine Nase genommen. Sein Altersmissmut wich dem Wunsch, noch einmal jung zu sein und mit Katja Stappen in der Küche ihrer WG zu sit-

zen, Rotwein aus Kaffeetassen zu trinken und über Politik zu sprechen, als hinge alles davon ab. Was zum Teufel ging da in ihm vor? Schnappte er bald doch noch über wie so mancher Kollege?

Schmidt kannte sich nicht als Lustgreis. Er hatte schon viele schöne Frauen gesehen, ohne je einen solchen Firlefanz zu fühlen. Er trauerte seiner Jugend nicht hinterher, hatte keinen Männlichkeitskomplex, nichts nachzuholen, und fürchtete sich nicht vor dem Tod. Warum also kümmerte es ihn, dass diese Frau in der Flachheit Bonns so unverschämt dreidimensional wirkte? Sein Blick folgte der Vorübergehenden und fiel rein zufällig auf ihre Jeans, die nichts betonen wollte und doch nichts verbergen konnte – Schmidt aschte ab.

Katja Stappen bog in die Gasse »Im Mauspfad«. Gleichzeitig schob sich ungefragt der Dicke ins Bild. Der verdammte Fettsack war natürlich wieder mit von der Partie. Den aufgeschwemmten Soziopathen wurde die Philosophin einfach nicht los. Dieser grässliche Bremser! Dem Altkanzler pochte die Schläfenader. Er wusste, dass er sich zum Narren machte, aber das spielte jetzt keine Rolle. Zügig und entschlossen folgte er den beiden in die Gasse und erkannte dort, wohin es sie führte: ins pompös benannte, tatsächlich aber winzige Kammerspiel »Euro Theater Central«, von dem Schmidt angenommen hatte, es sei, wie so vieles andere, was ihn mit Bonn verband, längst einer Steak-House- oder E-Plus-Filiale gewichen. Hier aber hatte sich nichts geändert. Auch der Glaskasten mit Spielplan hing noch an seinem Platz.

Katja Stappen drückte eine Klingel neben der unauffälligen Eingangstür, und Schmidt hatte gerade noch Zeit zu lesen, dass heute »Geschlossene Gesellschaft« gegeben wurde, ein Stück, das er hier vor gut und gerne dreißig Jahren mit Loki gesehen hatte. Ein Türöffner summte, und Schmidt folgte der Schönen und dem braun gelockten Teigschädel ins Innere des Gründerzeithauses.

Wieder ging der komplett in Schwarz gekleidete Koloss so, dass er Schmidt die Sicht verdeckte. Dabei rieben die Innenseiten seiner fetten, jeansumhüllten Oberschenkel gegeneinander, während er sich in seinem grotesken Watschelgang schnappatmend die Stufen in den ersten Stock heraufbuckelte.

Dort, im hintergründig nach Spekulationen riechenden Foyer, kam Schmidt zu Bewusstsein, dass das Stück längst begonnen hatte. Tatsächlich gingen die zwei auch nicht über den abgewetzten, bordeauxroten Teppich in den Theaterraum, sondern setzten sich an genau jenen schwarzen Tresen, an dem Schmidt früher hin und wieder mit Bonner Lokalgrößen geplaudert hatte. Eine Thekenfrau mit schwarzem 20er-Jahre-Chignon begrüßte das Hornbrillen-Schneewittchen und den bartlosen Rübezahl und schenkte Rotwein aus, ohne von dem blassen Altkanzler Notiz zu nehmen, der im Eingang stand und noch immer seine Sonnenbrille trug.

Wie sollte Nadine, unsere gute Sommelière, ihn auch sehen? Schließlich handelte es sich bei Schmidt um ein Hirngespinnst in meinem Teigschädel. Wäre der Seniorpolitiker tatsächlich an diesem Abend ins Euro Theater Central gekommen, wäre es möglicherweise so weitergegangen: Katja und ich diskutieren gerade die Frage, ob ein Mensch Eigenheiten seines Charakters ändern kann und welche Bedingungen dafür gegeben sein müssten, als Schmidt sich auf den Barhocker neben Katja setzt, eine Zigarette anzündet und ungefragt einwirft, dass dort, wo ein Wille, immer auch ein Weg sei. Ich gähne demonstrativ und kontere dann mit meinem Lieblings-Schopenhauerzitat, dass der Mensch zwar tun kann, was er will, aber nicht wollen kann, was er will, und dass ja eben die Frage nach der Freiheit des Wollens den Kern unseres Gesprächs ausmache. Schmidt scheint mich gar nicht zu hören. Er fragt, was wir machen, sieht dabei aber nur Katja an. Katja tut so, als ob ihr das nicht schmeicheln würde, erzählt jedoch verächtlich gewissenhaft, dass ich und sie gerade unser Philosophie-

studium beendet hätten. Sie erwähnt sogar den Titel ihrer Magisterarbeit: »Falsche Exzellenz – die Darstellung der Sophisten bei Platon«. Katja führt aus, dass sie nun philosophisches Fragen und Argumentieren für Laien zugänglich machen wolle. Gleich ihr erstes Buch – »Mythos Glück« – solle ein Bestseller werden. Natürlich müsse nicht nur das Buch, sondern auch ein Dokortitel her.

Schmidt schaut Katja mit leicht wässrigen Augen an, und plötzlich, als ich mir schon sicher bin, dass er gar nicht zuhört, fragt er: »Aber was machst du dann hier? Du solltest am Schreibtisch sitzen!«

»Das ist es ja«, erwidert Katja. »Ich habe vor einem Jahr mit dem Buch angefangen, und seit elf Monaten stecke ich fest. Ich bekomme Bauchschmerzen, wenn ich nur daran denke. Ich ekele mich vor jedem Wort, das ich schon geschrieben habe, und vor jedem, das ich noch schreiben könnte.«

»Und deshalb sitzt du hier mit ihm?« Schmidt macht eine kaum sichtbare Kopfbewegung in meine Richtung. Und weil Katja darauf nicht sofort antwortet, sage ich: »All unser Übel kommt daher, dass wir nicht allein sein können.«

Schmidt sieht mich an wie einen Schiss auf der Windschutzscheibe seines Dienstwagens. Ich füge hinzu: »Einem Mann der Tat ist tiefergehendes Denken gewiss nur Hemmschuh und Zeitvergeudung. Wir hingegen erlauben uns diesen unökonomischen Irrsinn aus voller Überzeugung.« Und dann endet die Phantasie so: Schmidt steht auf und sagt: »Für solches Geschwurbel habe ich tatsächlich keine Zeit«, und Katja sieht mich böse an, nicht wegen meiner Äußerung, sondern wegen dem »wir«, und erst ein paar Minuten später fällt uns auf, dass Schmidt seinen Wein nicht bezahlt hat.

Immer dieser Schmidt-Quatsch! Es ist eine fixe Idee von mir, in manchen Momenten von ihm beobachtet und bewertet zu werden. Seit Jahren hat mich mein innerer Helmut am Wickel.

Man sucht sich so etwas nicht aus. Bei Katja ist es Günter Netzer. Ob sie will oder nicht: Er taucht immer wieder auf und beurteilt ihr Schreiben mit der gleichen sachkundigen Strenge wie sonst Länderspiele: »Das, was wir hier geboten bekommen, ist natürlich weit entfernt von großer Philosophie. Das ist bestenfalls Mittelmaß. So gewinnt man noch nicht einmal einen Stipendienplatz.«

Das aber war es, was wir beide brauchten: ein Stipendium. Katja, um ihren Bestseller und nebenbei eine Doktorarbeit zu verfassen, ich, um gemütlich herumzupromovieren. Ich glaubte, auf diese Weise mein Leben in Völlerei und Kontemplation weitgehend ungestört fortsetzen und in Katjas Nähe bleiben zu können. Wann wir allerdings Fördergelder einstreichen würden und ob überhaupt – das stand in den Sternen. Deshalb strebten wir eine die Finanzen erfrischende Zwischenlösung an. Katjas Cousin Timo wollte uns an diesem Abend treffen und ein Jobangebot unterbreiten. Da er als Wertpapierhändler bei der Deutschen Bank in Frankfurt arbeitete, rechnete ich mit einer moralisch fragwürdigen, aber durchaus lukrativen Offerte.

Kurz nach 21.00 Uhr betrat der missratene Cousin das Foyer. Seine Erscheinung entsprach nicht meinen Erwartungen. Ein Broker sollte gefälligst ein drahtiger Typ im Armani-Jackett sein, mit unstet flackernden Augen, hochgegelten Haarstacheln, von pathologischer Gier verzerrten Gesichtszügen und Spuren weißen Pulvers unter den Nasenflügeln. Timo aber mit seinen Geheimrats-ecken und der römischen Nase über fast anrücklich vollen Lippen glich einem antiken Kaiser, der weinend das brennende Rom besingt oder auf einem Senator durch die Stadt reitet. Nur zufällig kam er heute in weinrotem Polohemd und ohne Lorbeerkranz ins Euro Theater Central.

Er sah sich übertrieben interessiert um und sagte mit einer Stimme, die ihre naturgegebene Tiefe genussvoll ausreizte: »Hey-ho.« Dann breitete er seine kräftigen, gebräunten Arme

aus und umklammerte Katja mit den Worten »Ah, Cousinchen«. Nadine nickte er freundlich zu, mir gab er einen fleischigen Händedruck und sagte absolut glaubwürdig: »Gut, euch zu sehen.«

»Ja«, sagte ich. »Total schön.«

»Alter, was für ein geiler Laden. Irgendwie voll Gothic-Horror.«

»Tja«, lachte Nadine, »Theater des Grauens.«

»Nee, ernsthaft – geniales Vampire-Setting. Ich hatte mal einen Vampire-Mage.«

Es war mir vollkommen gleichgültig, ob der Typ einen Vampire-Mage hatte oder bloß einen Schatten. Er sollte nicht lange herumfaseln, sondern mir fix einen Job in einem Büro mit riesiger Glasfront besorgen, in dem ich auf ein paar Tasten tippte und im Handumdrehen nicht nur Reiche reicher machte, sondern vor allem mich. Bestenfalls verdiente ich in wenigen Wochen genug, um danach monatelang das mir gemäße Leben als Privatier fortsetzen zu können.

»Was trinken?« Nadine stemmte die Hände in die Hüften und sah Timo an.

»Oh ja. Bier bitte!«

»Bitburger oder Frühkölsch?«

»Egal. Bitburger.«

Timo bekam eine geöffnete 0,33-Liter-Flasche, sagte »Prösterchen!«, nahm einen sehr großen Schluck, atmete laut aus und sagte dann: »Das habe ich jetzt gebraucht.«

Es wurde noch eine Weile Small Talk betrieben. Kurz ging es um unsere Magisterarbeiten, dann um Timos Freundin Nicole, aber das war ein »ganz, ganz schlechtes Thema«. Endlich erbarmte sich der Hochfinanzadept und sagte: »Ihr braucht einen Job, stimmt's?«

»Ich würde das Geld auch einfach so nehmen«, sagte ich wahrheitsgemäß und ohne zu lächeln.

»Sehr gut.« Timo lachte maskulin. »Also, was hört ihr für Musik?«

Was sollte das? Fand man heutzutage über die Musikpräferenz heraus, ob einer fürs Brokergeschäft taugte? Oder sollten wir die Plattensammlungen seiner Yuppie-Freunde sortieren?

»Heavy Metal«, sagte Katja.

»Immer noch? Ja geil«, sagte Timo. »Und du Max?«

»Lasst uns nicht über Musik reden.«

»Wieso nicht?«

»Max meint, alles außer klassischer Musik und Jazz sei Schrott.«

»Das stimmt doch gar nicht«, verteidigte ich mich. »Ich finde auch im Jazz und in der Klassik vieles erbärmlich.«

»Was hältst du von Mittelaltermusik?«, fragte Timo ungerührt.

»Kenne ich nicht. Ich kenne nur ›mittelalter Gouda‹.«

»Alter. Ich meine Bands von heute, die Musik aus dem Mittelalter spielen. Corvus Corax, In Extremo, Schandmaul – diese Richtung.«

»Du meinst Schlagermusik für gepiercte Spießler?« Ich bemerkte Katjas Blick und las darin: »Sei so gut und halt die Schnauze!«

Timo schaute ein wenig verblüfft, fing sich aber sofort: »Nee, mehr so Underground.«

»Ist doch mal was anderes«, sagte Katja. Mir dämmerte, dass sie längst mehr wusste als ich.

»Passt auf. Es gibt eine Band, die ist noch nicht so bekannt, aber mal so richtig geil. Das ist jetzt nicht mega-authentisch, was die machen. Im Prinzip ist das Rock 'n' Roll in Gewandung.«

»Gewandung?«, fragte ich mehr ironisch als aus Interesse.

»Mittelalterklamotten«, übersetzte Timo hilfsbereit. »Wir hatten schon legendäre Auftritte. Die Leute gehen total ab.«

»Wir?«, fragte ich, und Timo strahlte: »Ich bin seit sechs Monaten bei Kobold, und ich kann nur sagen: arschgeil.«

Ich fühlte mich mit einem Schlag sehr müde. Meine Arschbacken waren links und rechts des Barhockers bereits eingeschlafen. Vor Ernüchterung beinahe quäkend wiederholte ich das Wort »Kobold«.

»Ja. Wir nehmen das alles nicht so ernst. Ich zeig euch mal den Flyer.« Timo zog ein Faltblatt aus seiner Hosentasche und legte es auf den Tisch. »Ganz großes Kino«, soufflierte er mir, während ich unter einem markant gestalteten »Kobold«-Schriftzug die Worte »Spielteut' jenseits von Gut und Böse« entziffern konnte. Das Foto unter dem Slogan unterstrich dessen Aussage eindrucksvoll: Sieben Gestalten standen in bunten, sackartigen Gewändern auf einem Acker und hielten mit todernten Gesichtern hölzerne Tröten, bauchige Trommeln und euterartige Duddelsäcke in Richtung einer sicherlich fellumwickelten Kamera. Die einzige Frau des Ensembles grinste allerdings pausbackig und präsentierte eine Laute. Hinten im Bild war unser Investmentbanker neben schlagzeugähnlichen Aufbauten zu erkennen. Für einen Augenblick bekam ich beinahe Mitleid mit ihm.

Die anderen waren allerdings erst recht nicht von Pappe: Im Vordergrund drängten sich drei dicke, blasse Brummer, darunter ein Halbwüchsiger und die grinsende Frau. Weiter hinten standen zwei merkwürdig verwachsene Schlackse mit schwarz gefärbten Haaren und länglichen, irgendwie englischen Visagen. Am rechten Rand schoss der Letzte im Bunde den Vogel ab: ein irre dreinblickender Stan Laurel mit schlohweißem Pagenschnitt.

»Allerhand«, sagte ich und tauschte einen Blick mit Nadine.

»Im Prinzip ist das eine Familienband«, sagte Timo fröhlich. »Dieter« – er zeigte auf den Brummer mit Bart und Nickelbrille – »ist der Bandleader. Spielt sieben Instrumente, war lange Straßenmusiker in Irland. Hat auch richtig auf der Straße gelebt. Und das ist seine Frau Gundula, und der Youngster hier ist sein Sohn Mike. Supertalentiert.«

»Das ist superinteressant«, sagte ich. »Ich habe nur gerade etwas den Faden verloren.«

»In der Szene ist Kobold schon ein Name. Und ich sage euch: Das geht steil nach oben.«

»Das ist schön.« Ich lächelte gütig. »Aber vielleicht sollten wir jetzt über den Job reden.«

»Tun wir. Balgor und Gryphius« – Timo zeigte auf die Schlackse – »sind kurzfristig ausgefallen. Autounfall. Ganz harte Sache. Rede ich nicht drüber. Und jetzt kommt erst mal die Tour in den Osten. Sachsen, Thüringen und so weiter.« Timo sah uns erwartungsfroh an.

»Und da fährst du mit?«, fragte ich.

»Ja klar. Aber, Punkt 1: Die Veranstalter haben sieben Leute gebucht, da sollten wir nicht zu fünf anrücken. Punkt 2: Kobold hat echt schon einen Ruf. Klasse *und* Masse!« Timo lachte. »Also, was meint ihr?«

Ich lachte nicht. Ich hatte mich auf einen Job gefreut, bei dem ich die windige Welt der Finanzjongleure kennenlernen und nebenbei meine Taschen vollstopfen konnte.

»Tja«, sagte ich. »Schade, dass ich kein Instrument spiele. Wäre ja sonst echt eine Versuchung, da mal mitmachen zu dürfen.« Jetzt war ich es, der Katja einen Blick mit Veto-Botschaft zuwarf.

»Kein Problem.« Timos Augen leuchteten. »Gar kein Problem. Ich konnte ja auch nicht Schlagzeug spielen. Da fuchst man sich ganz schnell rein.«

»Okay«, sagte Katja. »Wie lange?«

»Von Juni bis Ende Dezember.«

»Wie viel Geld?«

»Im Schnitt 125 pro Auftrittstag. Und Unterkunft und Hap-pihappi.«

»Wie viele Auftrittstage?«

»Zurzeit sind es bis zum Ende des Jahres noch gut 50. Meis-

tens am Wochenende. Ihr könnt ja mal die Termine auf der Homepage checken. Da kommt aber immer noch was dazu. Und auf Tour machen wir manchmal auch noch Straßenmusik.«

Katja nickte nachdenklich. Ohne mein telepathisches Flehen zur Kenntnis zu nehmen, sagte sie: »Klingt gut. Ich habe aber eine Bedingung.«

»Ich höre, Cousinchen.«

»Ich mache die Ansagen.«

»Das musst du mit Dieter absprechen. Bisher machen wir das eher so reihum.«

»Sagt mal«, unterbrach ich die beiden, »da gibt es bestimmt noch andere Bewerber.«

»Keine Sorge«, sagte Timo. »Es gibt zwar noch zwei andere Hansel, aber rein von der Chemie her sehe ich euch ganz vorne.«

»Cool«, sagte Katja, ohne von mir Notiz zu nehmen. »Wann soll's losgehen?«

»Kommt doch erst einmal nächsten Dienstag zur Probe.«

»125 Euro«, warf ich ein, »das ist ganz schön mager bei dem Aufwand. Bandproben, tagelang unterwegs sein und dann noch Kinderlieder üben und Gewandung häkeln.«

»Guter Punkt.« Timo lachte. »Aber es gibt ja noch mehr im Leben als Geld.«

»Ja, zum Beispiel Würde.«

»Genau. Und einfach eine legendäre Zeit haben. Wenn wir alt sind, dann werden wir genau an solche Aktionen zurückdenken.«

»Und damit das Elend verdoppeln.«

Timo stutzte. Kurz hatte ich den Eindruck, dass er mir tatsächlich einmal zugehört hatte. Dann aber lachte er wieder sein männliches Lachen und sagte: »Der ist gut, der Mann.«

Katja ließ mir endlich die Gunst ihrer Aufmerksamkeit zuteilwerden: »Ich kann schon verstehen, dass du dich lieber weiterhin in Bonn einigeln willst.« So freundlich und harmlos die-

ser Satz klang, ich wusste, was mir Katja damit sagen wollte. Schmidt und sie waren einer Meinung, was meine soziale Beweglichkeit anging.

»Netter Versuch«, sagte ich. Dabei schien mir nicht nur die eigene Stimme fremd, auch meine Wortwahl machte mich stutzig. Ich hätte nun einen Vergleich ziehen können zwischen dieser beknackten Ostdeutschlandtour und den Russlandfeldzügen unter Napoleon und Hitler, um dann ein pointiertes Plädoyer für das gleichermaßen vernünftige wie gemütliche Zuhausebleiben zu halten, aber ich traute meiner eigenen Argumentation nicht über den Weg. Schmidt und Katja hatten ja recht: Ich hatte Angst vor dem Unbekannten, das doch immer auch das Ungemütliche ist. Bei der Koboldsache kam allerdings erschwerend hinzu, dass sie auch noch durch und durch bescheuert war.

Katja sah mich mit einem halb liebevollen, halb spöttischen Lächeln an. Die Farbe ihrer Augen wechselte von Dunkelbraun ins Fast-Schwarze. In diesem Moment ertönte aus dem Theaterraum Applaus. Die Aufführung von »Geschlossene Gesellschaft« hatte ihr Ende erreicht. Gleich würde es an der Theke voll werden.

»Noch was trinken?« Nadine grinste mich breit an.

Ich nickte, obwohl ich eigentlich die ganze Zeit den Kopf schütteln wollte. Katja seufzte und sagte: »Also – machen wir weiter.«

Knapp drei Stunden später wankten Katja und ich zwischen den Jugendstilvillen der Bonner Südstadt. Katja wirkte glücklich. »Jetzt hör doch endlich auf. Das hat alles seinen Sinn.« Sie liselte leicht – wie immer, wenn sie betrunken oder aufgewühlt war. »Und ich bin sehr froh, dass du mitmachst. Das ist viel besser so.« Katja hakte sich bei mir ein. Es fühlte sich weich, warm und aufregend an, und ich fragte mich etwa zum hundertsten

Mal, ob nur ich das so empfand oder ob das nicht der richtige Zeitpunkt wäre, sie an mich heranzuziehen und zu küssen.

»Genau«, sagte Schmidt. »Besoffen genug wärst du. Nach neun Jahren Freundschaft ist das jetzt der perfekte Moment. Na los, Fettsack: Attacke!«

Ich zog meinen Arm aus Katjas knautschendem Lederjackengriff: «Warum willst du unbedingt die Ansagen machen?»

»Ist doch klar. Ich muss mal raus aus der Studierstube. Ich will Philosophie ins Volk tragen.«

Ich wollte etwas erwidern, aber Katja kam mir zuvor: »Ich weiß, du hältst das für Quatsch. Aber ich halte es für Quatsch, Wissen anzuhäufen und es nicht zu teilen.«

»Auf Mittelalterfesten?»

»Mal was anderes als die Uni.«

»Die große Katja Stappen predigt zum einfachen Volk und fühlt sich danach besser?»

»Das wird etwas bewegen. Darum geht's.«

»Klar, du erzählst den Leuten was von Ethik, und sie werden zu besseren Menschen. Ich erzähl dann was über Ästhetik, und plötzlich werden alle große Künstler.«

»Jajaja.«

»Komm, du bist betrunken. Steh zu deinen Starallüren, und ich lass dich in Ruhe.«

»Psi ... Psa ... Psychologisier nicht rum, mein lieber Donck. Ich werde dir zeigen, wozu der ganze Spuk eigentlich gut ist.«

»Als Kobold-Ansagerin? Da wette ich dagegen.«

»Gut. Gerne. Wetten wir. Um was?»

»Erst einmal müssen wir die Siegbedingung definieren. Woran erkennen wir, ob du mit deinen Reden was bewegt hast?»

»Wenn du es zugibst. Daran erkennt man's.«

Ich blieb stehen. Katja hatte ordentlich einen im Kahn. Ich hingegen fühlte mich nüchtern, aber das konnte täuschen. Die blühenden Kastanien rochen unverschämt. Der Mond stand

sehr weiß über den Dächern. Auf einem Balkon grölten drei Burschenschaftler »Go West« von den Pet Shop Boys.

»Gute Bedingungen für dich, oder?« Katja sah mich mit einem undurchsichtigen Lächeln an. »Also, um was wetten wir?«

Ich biss mir auf die Lippe, dann sagte ich: »Schlag du zuerst was vor!«

»Gut. Gerne. Hier: Wenn du verlierst, nimmst du ab. Auf Normalgewicht. Wie groß bist du? 1,90?«

»1,92.«

»Also, du nimmst ab auf 92 Kilo.«

»Was noch Platteres fällt dir nicht ein?«

»Jajaja. Jetzt du.«

»Und wenn ich das nicht schaffe?«

»Was du sollst, kannst du. Also?«

»Wenn ich gewinne, dann heiratest du mich.«

Katja machte leise »pfft«. Ein paar Schritte gingen wir schweigend nebeneinander, während sich mein Magen zusammenrollte wie ein bedrohter Igel.

»Bist du dir sicher?«, fragte Katja.

»Wenn du mit so einem Abnehmquatsch kommst.«

»Ja schon, aber Heiraten – das ist doch noch viel platter.«

»Na und?«

»Also bleibt es dabei?«

»Ja.«

»Hand drauf.«

»Das gilt dann aber.«

Beim zweiten Versuch klatschten unsere Hände schön laut gegeneinander.

Wie üblich brachte ich Katja bis zu dem Haus in der Südstadt, in dem sie sich mit der aus Italien eingeflogenen Marxistin und Philosophie-Doktorandin Silvia Arruza eine Wohnung teilte. Vor dem Treppenaufgang umarmten wir uns. Ich hasste diese

Umarmungen, aber sie hatten sich vor Jahren etabliert. Endlich ließ Katja los und sagte: »Lustiger Typ, der Timo, was?«

»Ein bisschen dumm.«

Katja drehte sich zur Tür: »Jajajaja.«

Ich nickte, obwohl sie es nicht sehen konnte und es auch sonst keinen Sinn ergab. Dann ging ich nach Hause, hob eine Schale mit selbst gemachtem, schön durchgezogenem Kartoffelsalat wie einen duftenden Säugling aus dem Kühlschrank, zupfte ein paar Rucolablätter hinein und löffelte sie leer.



2. KAPITEL

Manchmal sitzt Helmut Schmidt nachts am Rand meines Bettes, schaut mich ausdruckslos an und fragt: »Sag mal Junge, warum so fett?« Er würde dann vielleicht gerne hören, dass ich an einer schlimmen Erbkrankheit leide.

»Trag es mit Fassung!«, würde Schmidt sagen, und wir würden sehr männlich schweigen, denn alles wäre gesagt. Aber ich habe keine Erbkrankheit. Ich wiege für drei, weil ich für drei fresse. Dabei koche ich gut und gerne und fröne eher hochwertigen Schlemmerorgien als verstohlenen Burgerking-Besuchen. Aber ich mache mir nichts vor: Es spielt sich ja auch mancher Alkoholiker als Genussmensch auf, der nur bestimmte Weine goutiert. Dabei trinkt er längst heimlich Kölnisch Wasser, wenn nichts anderes zur Hand ist.

Immer wenn ich Schmidt die Fakten meiner Fresssucht vor den Latz knalle, sagt er dasselbe: »Wieso reißt du dich nicht zusammen? Du bist doch ein schlauer Kopf!« Und seit Jahren antworte ich darauf mit einer Gegenfrage: »Kann ich mal eine Zigarette haben?« Dabei rauche ich gar nicht.

Der Witz ist: Als Kind war ich dünn, ja richtiggehend schwächlich. Weil ich ständig krank wurde und an Allergien gegen Substanzen litt, die noch nicht von der Forschung, wohl aber von meinem Immunsystem entdeckt worden waren, versuchte meine Mutter mich zu mästen. Vermutlich wollte sie auf diese Weise auch meine Plattfüße in gut gepolsterte Fettsohlen verwandeln und mein sperriges Wesen in das eines gutmütigen, ge-



Anselm Neft

Helden in Schnabelschuhen

Roman

Paperback, Klappenbroschur, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-8135-0561-0

Knaus

Erscheinungstermin: August 2014

Die Helden in Schnabelschuhen tröten unverdrossen da weiter, wo „Fleisch ist mein Gemüse“ seinen düsteren Schlussakkord setzte.

Max und Katja haben gerade ihr Philosophiestudium abgeschlossen und wissen viel, nur nicht, was sie nun machen sollen. Als Katjas Cousin den beiden vorschlägt, mit der Mittelalterband "Kobold" auf Tour zu gehen, sagen sie zu. Bald schon tragen die beiden als "Theoprastus Bombastus von Witterschlick" und "Sancta Benedicta – Wanderpäpstin und Gegenhure" wallende Gewänder und schicke Schnabelschuhe. Die sommerliche Deutschlandtour wird nach anfänglichem Chaos zu einem vollen Erfolg, doch zwischen dem übergewichtigen Max und Katja stimmt bald gar nichts mehr, ihre Beziehung wird täglich komplizierter.

Ein satirischer Culture-Clash zwischen gehemmten Bildungs- und entfesselten Kleinbürgern, über den Marc-Uwe Kling sagt: "Eine der schönsten ... nun ja ... Liebesgeschichten, die ich seit langem gelesen habe: Sehr komisch, ehrlich und tief sinnig ... ich kann nur jeder und jedem empfehlen: Lies das!"



[Der Titel im Katalog](#)